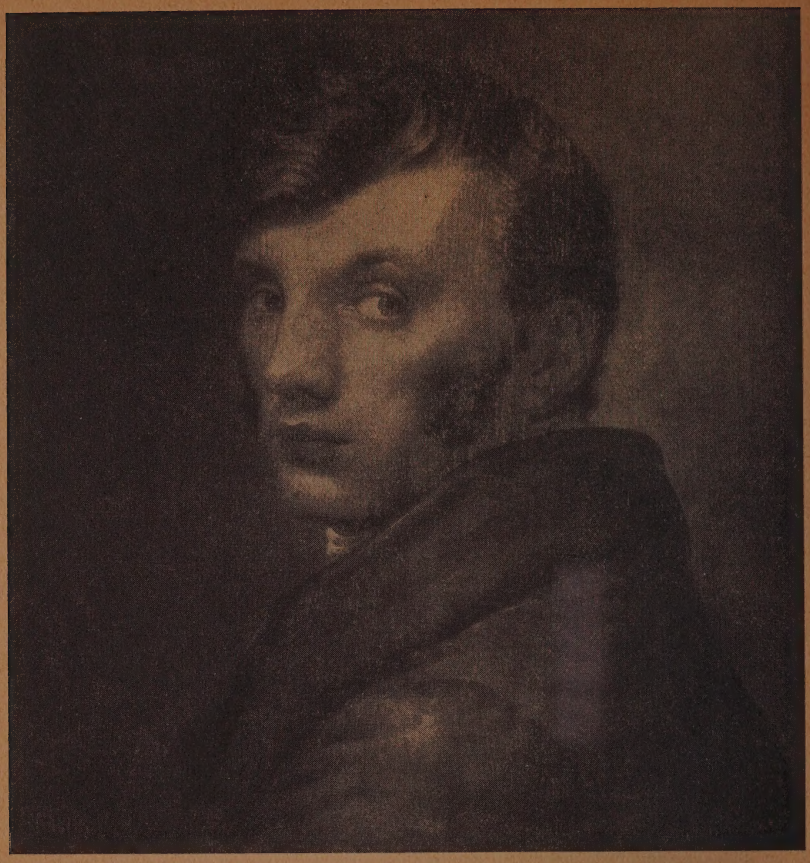
anxa
85-B
14436

Philipp Otto Runge

Philipp Otto Runge
Bilder und Bekenntnisse



Ph. O. Runge — Hamburg, Kunsthalle

Selbstbildnis

Meinem Werner
zum 3. Adventssonntag.

Philipp Otto Runge

Bilder und Bekenntnisse

Herausgegeben und eingeleitet
von Gustav Pauli

Furche-Verlag / Berlin

Liebesgabe deutscher Hochschüler / Neunte Kunstgabe

Neunte Kunstgabe in der Reihe der Liebesgaben deutscher Hochschüler.
Den Kommilitonen im Felde und in den Lazaretten gewidmet vom Deutschen
Studentendienst von 1914. Herausgegeben wurde diese Mappe von
Prof. Dr. Gustav Pauli, Direktor der Kunsthalle in Hamburg.
Die Ausstattung besorgte Prof. F. H. Ehmcke in München.
Die Ausführung hatte F. Bruckmann A.-G. in
München im Sommer 1918.

Philipp Otto Runge

Euch, meine Brüder im Felde, ist dies kleine Buch zugedacht als eine bescheidene Gabe zu eurer Erbauung. — Die Bilder, die es enthält, stammen von einem, der es wert ist, daß ihr ihn liebt.

Philipp Otto Runge ist ein Frühvollendeter und lange Vergessener, an dem unser Volk ein Versäumnis wieder gutzumachen hat, indem es ihn ehrt; denn er war einer seiner besten Söhne. Er wurde 1777 zu Wolgast als der Abkömmling eines deutschen Bauerngeschlechtes von der Insel Rügen geboren. Spät kam er zur Kunst, da sein Vater ihn anfänglich für den Kaufmannsberuf bestimmt hatte. Er besuchte anderthalb Jahre die Akademie in Kopenhagen, dann die zu Dresden, wo er mit einigen der besten deutschen Dichter, mit Führern unseres Volkes bekannt wurde. Ludwig Tieck gehörte zu seinen Freunden, und Goethe, den er in Weimar aufsuchte, bewies ihm ein gütiges Verständnis. In Dresden vermählte er sich, um sich dann 1804 in Hamburg, wo sein ältester Bruder lebte, als in seiner zweiten Heimat niederzulassen. Nun blieben ihm nur noch sechs Lebensjahre vergönnt, Jahre einer schweren Kriegszeit, da die Franzosen bis weithinein in Deutschland standen, und Jahre einer zunehmenden Kränklichkeit. Schließlich erlag Runge im Dezember 1810 zu Hamburg der Schwindsucht. So hat er nur weniges vollenden können. — Doch da wir nicht zu zählen, sondern zu wägen haben, so dürfen wir uns seiner Hinterlassenschaft als eines kostbaren Besitzes erfreuen.

Nach seinen Bildnissen und nach den Schilderungen seiner Freunde haben wir uns Runge als einen schlanken jungen Menschen von starkem Knochenbau mit einem wohlgebildeten ernsten Antlitz vorzustellen, aus dem ein Paar träumerische dunkelgraue Augen blickten. Unter fremder Gesellschaft verlor er sich als ein bescheidener Gast, doch erwies er sich im engeren Kreise der Seinen, der Freunde und Gesinnungsverwandten als ein frischer Gesellschafter, von eigenen Gedanken und lebendigem Ausdruck. Er sprach mit Vorliebe das Plattdeutsch seiner Heimat und verstand es meisterlich, die Märchen zu erzählen, die im Schiffervolk unserer Küsten von Mund zu Munde wandern. Im Gespräch unterhielt er sich dann wohl damit, daß er nebenbei aus weißem Papier mit der Schere Blumen und allerlei Figürchen schnitt — so leicht und sicher, daß er selber einmal meinte, die Schere käme ihm wie eine Verlängerung seiner Finger vor. Als treuer Freund und braver Gatte seiner kleinen munteren dunkeläugigen Frau wird er uns geschildert, als einer, der äußerlich die Wege von vielen Tausenden ging, doch zugleich als einer, der, des eigenen Wertes wohl bewußt, sich nicht leicht verschenkte, sondern

scharfen Blickes die Menschen prüfte, ehe er sich ihnen erschloß. Sein Geist vereinigte die spielende Träumerei des Kindes mit grüblerischem Tiefsinn. Über alles liebte er die Blumen; sie verwandelten sich in seiner Phantasie zu einem Völkchen seltsamer kleiner Genien, deren zarte Gestalten alle möglichen Naturkräfte und menschlichen Gemütsstimmungen verkörperten; und indem er also ihnen nachsann, verflocht er sie in tiefe Betrachtungen über Ordnungen in der Natur und in der Kunst, in denen er Gottes Walten lebendig fühlte. So war seine Heiterkeit mit Ernst gemischt und seine unschuldige Freude an dieser Welt mit tiefer Frömmigkeit. Freilich war diese Frömmigkeit keineswegs aus der Kirchenzucht erwachsen, sondern vielmehr aus der häuslichen Erziehung, deren Lehren in der Naturbetrachtung späterhin überall Bestätigung gefunden hatten. — Nehmen wir hinzu, daß dieser in seiner Schlichtheit wundersame Mensch von den höchsten Absichten erfüllt war, ja, nichts Geringeres wollte als eine völlige Erneuerung der Kunst, so ergibt sich ein Gesamtbild, wie es nur unter Deutschen vorkommt. Und dieses Deutschtum Runges war um so wertvoller, als es sich unbewußt äußerte. Es war so, als hätte in Runge ein ganzer Volksstamm Sprache gewonnen und redete nun aus dem vielstimmigen Chor seiner Ahnen von seinen Hoffnungen, von seiner Schönheit und von seinem Glauben. Redete so, als gäbe es sonst nicht viel auf der Welt, worum man sich zu kümmern habe. Daß Deutschland damals zerrissen und ohnmächtig am Boden lag, daß Runges Stammland Pommern der Krone Schweden gehörte, daß die Not des Krieges an seine eigene Türe pochte, alles das schwächte Runges Zuversicht nicht im mindesten. Es raubte ihm so wenig den Glauben an seine Sendung und an die künftige Bestimmung deutscher Kunst, daß er vielmehr es ausdrücklich ablehnte, seinen Freunden zu folgen, die in Frankreich und in Italien ihre Bildung zu vollenden suchten. Doch vertrat er diese Gesinnung in aller Schlichtheit ohne die patriotischen Beschwörungen und Beteuerungen, an die wir seither gewöhnt wurden. Und auch dieses ist wertvoll. In ihm war etwas von der Kraft, die das Saatkorn in der winterlich gefrorenen Scholle am Leben erhält, um es aufsprießen zu lassen, sobald die Frühlingssonne den Boden erweicht. Etwas von der dumpfen und unüberwindlichen Kraft der Natur.

So kam es denn auch, daß Runge, abermals unbewußt, alte totgeglaubte Geister deutscher Kunst zum Leben erweckte. Wie oft hat man dieses seither versucht! Es gibt wohl kein deutsches Altertum, das man nicht in eine deutsche Gegenwart glaubte verwandeln zu können, indem man es nachahmte. Romanische, gotische Kunst, Formen aus der Reformationszeit und aus den Königsstilen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts — alles wurde herbeigeschleppt, abgezeichnet, nachgebildet und in solchen Abbildern in unser Leben hineingestellt. Doch es wurde darum so wenig lebendig, wie ein griechisches Venusbild dadurch lebendig wird, daß man es tausendmal in Gips gießt. Im Gegenteil — die echten Altertümer sanken nur in um so tiefere Vergessenheit

zurück, während ihre fratzenhaften seelenlosen Abbildungen in unseren Kaufhäusern feil standen. Denn alle Kunstform ist von innen heraus geboren und darum seelenhaft. Und wie alles Lebendige ist sie nur einmal da. Wohl aber kann sie Nachfolge finden und verwandelt aufleben, wenn sich wieder ein schöpferischer Geist einstellt, der dem ihrer Meister verwandt ist.

So stand es um Runge. Er hat nur wenig von mittelalterlicher gotischer Kunst gesehen; dafür aber lebte in ihm etwas von der Geistesart mittelalterlicher Meister, etwas von ihrer Frömmigkeit, von ihrer eindringenden Liebe zur Natur, von ihrem Handwerkssinn und von ihrem Überschwang. Und so schuf er Dinge, die gotischer Kunst innerlich verwandter waren als alle die Nachahmungen moderner Gotiker.

Runge hat sich seine Ziele sehr hoch gesteckt. Kaum war er ein Jahr auf der Akademie gesessen, da plante er schon ein großes Wandbild für das neue Haus seines Bruders. Dann dachte er daran, den Kunstunterricht umzugestalten, ihn in der Form der alten Werkstattunterweisung neu aufzubauen, um sich Schüler und Gehilfen heranzubilden, die seine Entwürfe ausführen sollten. Er träumte von einer neuen Baukunst, um vier gewaltigen Gemälden, die in sinnbildlicher Form das Leben in der Natur darstellen sollten, ein würdiges Tempelgehäuse zu errichten. Und über solchen Plänen ereilte ihn der Tod. Die Zeit ging über ihn hinweg und schien seiner zu vergessen. Die jungen Künstler Deutschlands suchten andere Wege; seine Bilder und Entwürfe, die einst bewunderten, wanderten in die Speicher der Sammlungen oder verstaubten an den Wänden später Erben. Nun ist es aber — zu unserm Troste sei es gesagt — also, daß jedes gute und echte Kunstwerk sein eigenes Leben führt, das erst mit den Stoffen vergeht, aus denen es gebildet ist. Dies Leben glüht mit dem selbstleuchtenden Schein des Karfunkels, von dem unsere Ahnen fabelten, aus aller Verachtung und allem Staube heraus und wartet nur darauf, daß es von einem Sehenden und Fühlenden erkannt werde. So wurden denn auch Runges Arbeiten schließlich wieder ans Licht gezogen. Ein stammverwandter Kunstfreund, Alfred Lichtwark, der Leiter der Hamburger Kunsthalle, nahm sich ihrer zuerst an. Und seither gewannen sie um so mehr Leben und Sprache, als sich das Bestreben der Gegenwart der Geistesbahn näherte, auf der einst Runge gewandelt war.

Man wird den Weg zum Verständnis Runges am leichtesten finden, wenn man sich zunächst den Bildnissen zuwendet. Sie sind einfach, ohne Phrasen und Flausen vor der Natur entstanden, Bildnisse seiner Nächsten und Liebsten — und doch der Schicht des Alltäglichen enthoben. Denn mit dem Wesen der Dargestellten zeigen sie das Wesen ihres Meisters vermählt. In den Zügen seiner Mutter, seines Weibes und seines Kindes spiegelt sich sein heldenhafter Geist. — Der Vater und die Mutter grüßen uns, zum Ausgang gerüstet, umspielt von ihren Enkeln, so würdig und ernst, als verkörperten sie alles, was ein dankbares Enkelgeschlecht in seinen Ahnen ehren möchte. Zu dem Bildnis

der Mutter gibt es noch eine Studie, die in wenigen Zügen alles zusammenfaßt, was das große Bild enthält, ja es noch eindringlicher ausspricht. — Auch die Kinder Runges haben einen Zug des Übermenschlichen; sie sehen aus wie kleine Göttersöhne und blicken uns mitten im Spiel aus großen ernsten Augen an. Sie tragen das Gewand einer vergangenen Zeit, aber in ihren Mienen ruht die Ewigkeit. Runge neigt dazu, das vorübergleitende Erlebnis festzuhalten und zu vertiefen, indem er ihm einen Sinn verleiht, der über das Ich und Du hinaus die Menschheit angeht. So verwandelt sich ihm die Huldigung vor der geliebten Braut zum Sinnbild. Er fühlt sich in seiner Kunst durch die Liebe begeistert und schildert uns nun, wie die Liebste als die Verkörperung der Seele im Walde den Genius der Kunst unterweist. Da sitzt er, der kleine Flötenbläser, und horcht auf ihre Stimme, die ihn mahnt und lenkt. In dem gemalten Rahmen wird dieses Thema dann noch umspielt durch kleine Blumengeister, die mit Nachtigallen scherzen.

Solche Arbeiten sind indessen für Runge nicht mehr als das Beiwerk gewesen, das neben der einen großen Aufgabe entstand, der er sein Leben geweiht hatte. Diese Aufgabe sollte das Höchste und Letzte im Bilde gestalten: das Werden und Vergehen in der Natur. Runge faßt es als einen Rhythmus, wie vom Einatmen und Ausatmen der Weltseele. Vier Bilder sollten als Schmuck eines Raumes einander gegenüberstehen, in denen die Tageszeiten — Morgen, Mittag, Abend, Nacht — sinnbildlich gemalt waren. Das Vorhaben, das in seiner Phantasie gewaltige Größenmaße erheischte, gelangte nicht zur Ausführung und hätte auch unter günstigerem Stern schwerlich verwirklicht werden können. Nur die Entwürfe wurden ins Reine gezeichnet und in Kupfer gestochen. Aber selbst in dieser unzulänglichen Gestalt wirkten Runges Schöpfungen auf die geistigen Führer der damaligen deutschen Jugend ergreifend. Man hat sie unverständlich gescholten, doch sind sie es nur für den Unaufmerksamen und Abgeneigten. Wer sich freundwillig diesen Zeichnungen zuwendet, dem reden sie eine deutliche Sprache.

Auf dem ersten Blatte sehen wir eine große Lilie, die Blume des Lichtes, aus Nebelgewölk aufsteigen. Über der Lilie schwebt der Morgenstern; auf die Wolken fallen Rosen herab, die Morgenröte andeutend. — Das zweite Blatt schildert in der Gruppe der Mutter, die mit ihren Kindern in einer Fruchtlaube am Wasserquell sitzt, die Fülle und den Segen mittäglich fruchtbarer Natur. Über ihr steht die Lilie des Lichtes in einem Kornblumenkranz — Runge wollte damit die Himmelsbläue andeutend bezeichnen. — Der Abend zeigt uns das Herabsinken der Lichtlilie, über der die aufsteigende Nacht ihre Schleier breitet. Und auf dem letzten Bilde sehen wir oben die Genien des Mondes und der Sterne stille Wacht halten, während unten die Menschenkinder in Lauben gebettet dem neuen Tag entgegenschlummern. In den Umrahmungen sind in Pflanzen und Kindergestalten die aufstrebenden Kräfte der Natur gedeutet, die sich oben vor der göttlichen Allmacht neigen, die in den Symbolen

des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes und der Dreieinigkeit angedeutet ist.
Der starke Eindruck der Entwürfe auf seine Zeitgenossen veranlaßte Runge, die malerische Bearbeitung des Morgens in großem Maßstabe zu beginnen. Als vorbereitende Arbeit diente ihm dafür ein kleineres Gemälde, auf dem die Darstellung durch ein neugeborenes Knäblein bereichert ist, das auf einer weiten, dunstigen Wiesenfläche als die Verkörperung der jungen Menschheit ruht. — Da Runge sich nun zum Sterben legte, war sein großes Bild noch unvollendet. Im Grame über das frühzeitige Versagen seiner Kräfte nahm er seinem Bruder das Versprechen ab, das Bild zu zerschneiden. Stücke davon sehen wir auf den letzten beiden Abbildungen. Sie gehören zum Besten, was Runge gemalt hat.
Die wenigen Bilder dieses Büchleins können nicht mehr als Andeutungen geben, denn gar vieles ist auf dem Wege vom farbigen Urbild bis zur verkleinerten Wiedergabe verlorengegangen. Immerhin bleibt ein unverwüstlicher Rest erhalten, da auch das Letzte, das wir von einem wertvollen Kunstwerk wahrnehmen, immer noch Werte mitteilt. So möge denn euch, meine Brüder im Felde, die Gabe nicht unwillkommen sein.
Beseht die Bilder und, wenn es euch verlangt, von ihrem Meister einiges zu erfahren, so lest diese wenigen Seiten, um zu den Bildern zurückzukehren.

Hamburg, Juli 1918. Gustav Pauli.

Aus Runges Briefen und Aufzeichnungen

Ich fühle es ganz bestimmt, daß die Elemente der Kunst in den Elementen selbst nur zu finden sind, und daß sie da wieder müssen gesucht werden; die „Elemente selbst" aber sind in uns, und aus unserm Innersten also soll und muß alles wieder hervorgehen. (An seinen Bruder Daniel. Dresden, 7. Nov. 1802.)

Ich will mein Leben in einer Reihe Kunstwerke darstellen; wenn die Sonne sinkt und wenn der Mond die Wolken vergoldet, will ich die fliehenden Geister festhalten; wir erleben die schöne Zeit dieser Kunst wohl nicht mehr, aber wir wollen unser Leben daran setzen, sie wirklich und in Wahrheit hervorzurufen; kein gemeiner Gedanke soll in unsre Seele kommen; wer das Schöne und das Gute mit inniger Liebe in sich festhält, der erlangt immer doch einen schönen Punkt. Kinder müssen wir werden, wenn wir das Beste erreichen wollen.

(Dresden, im Februar 1802.)

Wenn der Himmel über mir von unzähligen Sternen wimmelt, der Wind saust durch den weiten Raum, die Woge bricht sich brausend in der weiten Nacht, über dem Walde röthet sich der Äther, und die Sonne erleuchtet die Welt; das Thal dampft und ich werfe mich im Grase unter funkelnden Thautropfen hin, jedes Blatt und jeder Grashalm wimmelt von Leben, die Erde lebt und regt sich unter mir, alles tönt in einem Accord zusammen — da jauchzet die Seele laut auf, und fliegt umher in dem unermeßlichen Raum um mich, es ist kein unten und kein oben mehr, keine Zeit, kein Anfang und kein Ende, ich höre und fühle den lebendigen Odem Gottes, der die Welt hält und trägt, in dem alles lebt und wirkt: hier ist das Höchste, was wir ahnen — Gott!

Diese Empfindung des Zusammenhangs des ganzen Universums mit uns; dies jauchzende Entzücken des innigsten lebendigsten Geistes unsrer Seele; dieser einige Accord, der im Schwunge jede Saite unseres Herzens trifft; die Liebe, die uns hält und trägt durch das Leben, dieses süße Wesen neben uns, das in uns lebt und in dessen Liebe unsere Seele erglüht: dies treibt und preßt uns in der Brust, uns mitzutheilen, wir halten die höchsten Puncte dieser Empfindungen fest und so entstehen bestimmte Gedanken in uns.

Wir drücken diese Gedanken aus in Worten, Tönen oder Bildern, und erregen so in der Brust des Menschen neben uns dieselbe Empfindung. Die Wahrheit der Empfindung ergreift Alle, Alle fühlen sich mit in diesem Zusammenhang, Alle loben den einigen Gott, die Ihn empfinden; und so entsteht die Religion.

(An seinen Bruder Daniel. Dresden, 9. März 1802.)

Es wird mir mit jedem Tag deutlicher, daß alles, was ich lerne und erfahre, alles in mir Einen Schritt gehen muß; daß ich nicht in der Kunst fortgehen kann, ohne zugleich in meinem festen Vertrauen auf Gott, in dem Glauben an mich selbst, und in der Liebe zu dir und allem, was ich in der Welt liebe, weiter zu schreiten. (An seinen Bruder Daniel. Dresden, 17. Februar 1802.)

Alles menschliche Thun und Treiben, das auf Geist Anspruch macht, soll uns am Ende auf den höchsten Geist zurückführen und in ihm begründet seyn; sonst ist es auf den Sand gebaut. Nun ist es mein ernster und heiliger Wille, die Kunst auf den Punct zurückzuführen, oder von da aus eine Kunst zu begründen, worauf der Grund der ganzen Welt steht. Ob mir das öffentlich möglich sein wird, weiß ich nicht..., aber für mich ist es möglich...

(An seine Braut. 1. Februar 1802.)

Die Kunst, Lieber, ist nach meiner Meinung da, und ist zu Ende. Nun aber, wir haben sie von Gott empfangen, und sollen mit ihr nun etwas beginnen; die Kunst ist ja nur ein Instrument: wie kann denn ein Instrument der Zweck sein? Diese Kunst, die vollendet ist, ist doch wohl der Bote von etwas besserem gewesen? Sie sagen, daß Sie das nicht begreifen können, daß es für die Kunst ein großes Glück wäre, wenn alle Kunstwerke jetzt untergingen. — Für die Kunst wohl nicht, aber für uns. Lieber Freund ich frage noch einmal: Gibt es denn nicht etwas, wogegen die Kunst wie Dreck geachtet werden kann?

(An den Maler Quistorp in Greifswald. 30. August 1803.)

Wir sehen in den Kunstwerken aller Zeiten es am deutlichsten, wie das Menschengeschlecht sich verändert hat, wie niemals dieselbe Zeit wiedergekommen ist, die einmal da war; wie können wir denn auf den unseligen Einfall kommen, die alte Kunst wieder zurückrufen zu wollen?— (Dresden, Februar 1802.)

Wodurch soll aber die Kunst wachsen, als dadurch, daß es dem Menschengeschlechte notwendig ist, sich ihrer zu bedienen, weil das, was durch sie gesagt wird, auf keine andre Weise gesagt werden kann? — Wozu aber wäre noch die alte Mythe notwendig? wozu noch irgend etwas, das gesagt ist? Was gesagt ist, ist vollendet; was zum zweiten Male gesagt wird, — gut in Bibliotheken oder auf Kornböden aufgeschüttet zu werden, aber auf beiden gedeiht kein Same zu neuen Gewächsen, außer: der Kornboden verfault und stürzt zusammen, da kann nun wohl manches Korn aus dem Sturz aufwachsen.—

(An Quistorp. 30. August 1803.)

Die Freude, die wir an den Blumen haben, das ist noch ordentlich vom Paradiese her.— (An seinen Bruder Daniel. 7. November 1802.)

Es ist doch wunderlich, daß man sich quälen kann, sich zu unterhalten. Die wahre und beste Unterhaltung ist immer, die man stillschweigend hat, wenn man sich völlig versteht. Es kommen wohl Stunden, wo grade gesprochen werden muß, und da spricht man das Stillschweigen eigentlich aus. Mir liegt in Allem immer das Ganze so nahe, wie sich die Menschen plagen um nichts; wenn wir das in seiner größten Ausdehnung betrachten, wie es in der Welt getrieben wird, so ist es die lächerlichste Komödie, die man erdenken kann, und dabey auf der andern Seite so furchtbar tragisch. —

(An seinen Bruder Daniel. Dresden, 19. Juni 1803.)

Es ist schwer, sagst du, unsere Zeit zu tragen, zu existieren in dieser Zeit, die neu geboren wird, wo alles irgendwo hinaus will; und hierin etwas öffentlich zu wirken, das ist auch schwer. Ich gebe dir aber gerne die Hand darauf, daß ich doch in dieser Zeit leben mag. (An seinen Freund Perthes. 30. August 1803.)

Es ist ein trauriger und jammervoller Zustand in der Welt und muß es ein Jeder fühlen. Und gegen das alles kann man nichts weiter thun als tapfer aushalten und in sich wider alle Zweifel kämpfen. Die Begebenheiten drängen sich ungeheuer, und der Hoffnung wird alle Tage ein neuer Ausgang gezeigt, so daß die bloß menschlichen Kräfte und Parteyen ganz darunter vergehen, und die da meynen, sie führten den Krieg nur auf kurze Zeit, ein Werkzeug sind, das grade zu fördern, was sie zerstören wollen.
Es ist ein Großes und Herrliches, das wir erfahren, und Gott erhalte uns, daß wir das Ende erleben! (An seinen Bruder Gustav. Hamburg, 29. August 1805.)

Das Beste was an uns ist, sehen die Fremden nicht, und das Höchste, wornach wir uns sehnen, wollen sie nicht. Sollte denn der Tod über unsern lebendigen Glauben herrschen können?

(An seinen Bruder David in Brunn. Hamburg, 28. Juli 1807.)

Gott erleuchte uns mit seinem Geiste, daß wir aussprechen, was wir wissen, durch unser Leben! daß wir in der Reinheit bleiben vor Ihm bis ans Ende!

15. Mai 1803.

Ich wollte, ich könnte dich einmal vor die Madonna von Rafael, und zugleich vor den Jupiterskopf der Alten stellen, ich wollte dir deutlich zeigen, wie die Liebe und das Leben allein durch Christum in die Welt gekommen ist.

27. Oktober 1801.

O, daß die Welt die Liebe erkennte, die durch Jesum Christum in die Welt gekommen ist! Die Herzen würden in helle Flammen entzündet werden und wegwerfen alle Last und Qual, die das elende Leben auf sie ladet; aber es wird

noch gewiß alles erfüllt, und offenbar werden die Liebe, mit der Christus die Welt geliebt hat von Anbeginn und sie gebracht hat in die Welt, daß er die Welt erlösete von dem kalten Tode, in welchem sie zweifeln und sich fürchten vor Gott. 10. Juli 1803.

Liebes Kind, daß ich Gottes Gebot halte und an Jesum Christum seinen Sohn glaube, daß Er ihn gesandt hat, uns von der Gewalt des Teufels zu erlösen, und daß Jesus die Welt überwunden hat; daß ich diesen Glauben, der in Gottes Wort begründet ist, immer lebendiger mir zu eigen zu machen suche, und daß in ihm meine Liebe zu der Welt und mein höchstes Vertrauen auf deine Treue und Liebe beruhet — weißt du. 22. Dezember 1803.

Könnte die Hoffnung und der gewisse Glaube, daß dieses lebendige Sein in Gott in uns tätig werden wird, mir hier schon nur in dem beschränktesten Punkte Erreichung gewähren, so würde die Kunst, die ich treiben möchte, den Menschen Zeugnis geben von der Herrlichkeit, in der wir leben, weben und sind. 26. September 1806.

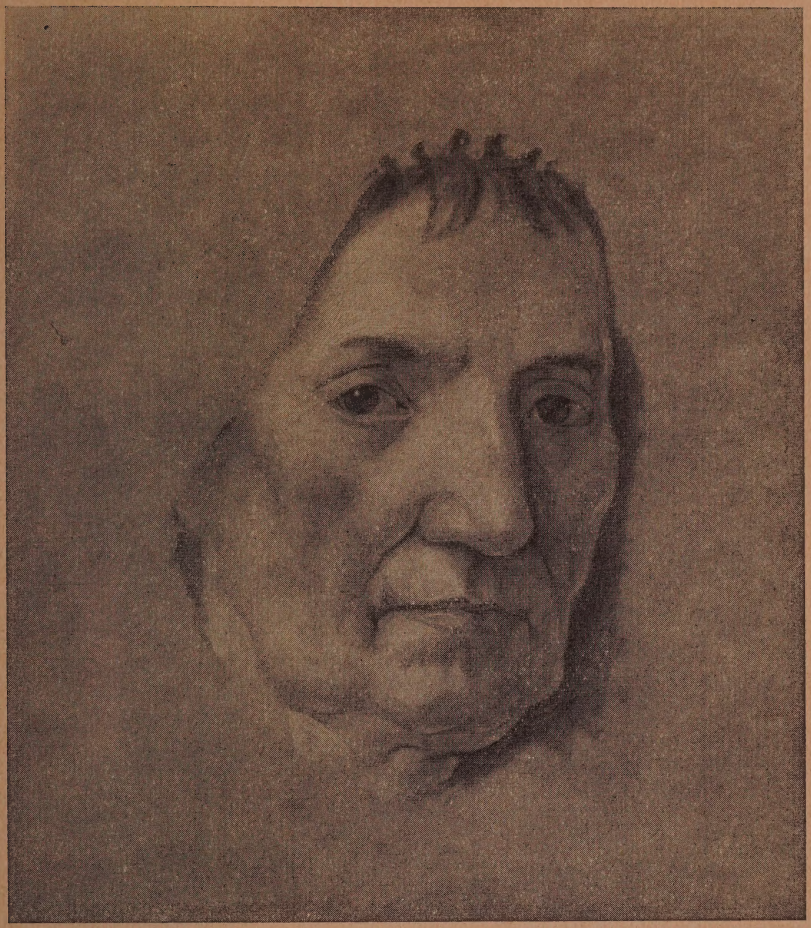
Ich sehe immer deutlicher ein, daß ohne den reinsten ernstlichsten Glauben an Gott und an uns selbst und andere, und ohne die klarste und bestimmteste Einsicht dessen, was man will, schlechterdings nichts Schönes in der Welt zustande zu bringen ist. 26. März 1802.

Die Religion ist nicht die Kunst, die Religion ist die höchste Gabe Gottes, sie kann nur von der Kunst herrlicher und verständlicher ausgesprochen werden. 3. September 1802.

Abbildungen

Ph. O. Runge — Hamburg, Kunsthalle

Die Eltern Runges



Ph. O. Runge — Hamburg, Kunsthalle

Studienkopf der Mutter

Ph. O. Runge — Hamburg, Kunsthalle

Runge, seine Braut und sein Bruder Daniel

Ph. O. Runge — Hamburg, Kunsthalle

Runges Sohn Sigismund

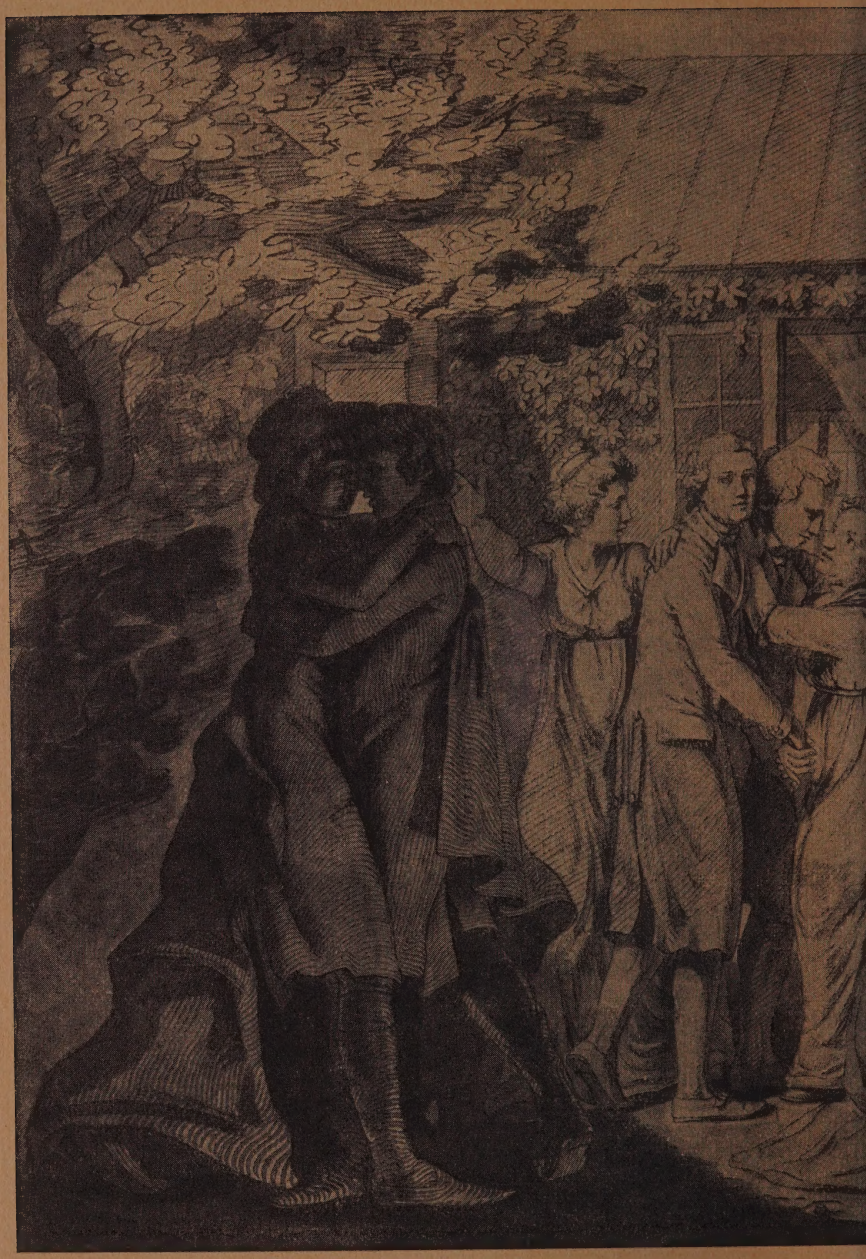
Ph. O. Runge — Hamburg, Kunsthalle

Die Hülsenbeck'schen Kinder

Ph. O. Runge — Hamburg, Kunsthalle

Der Nachtigall Unterricht

(mit dem Bildnis seiner Braut)

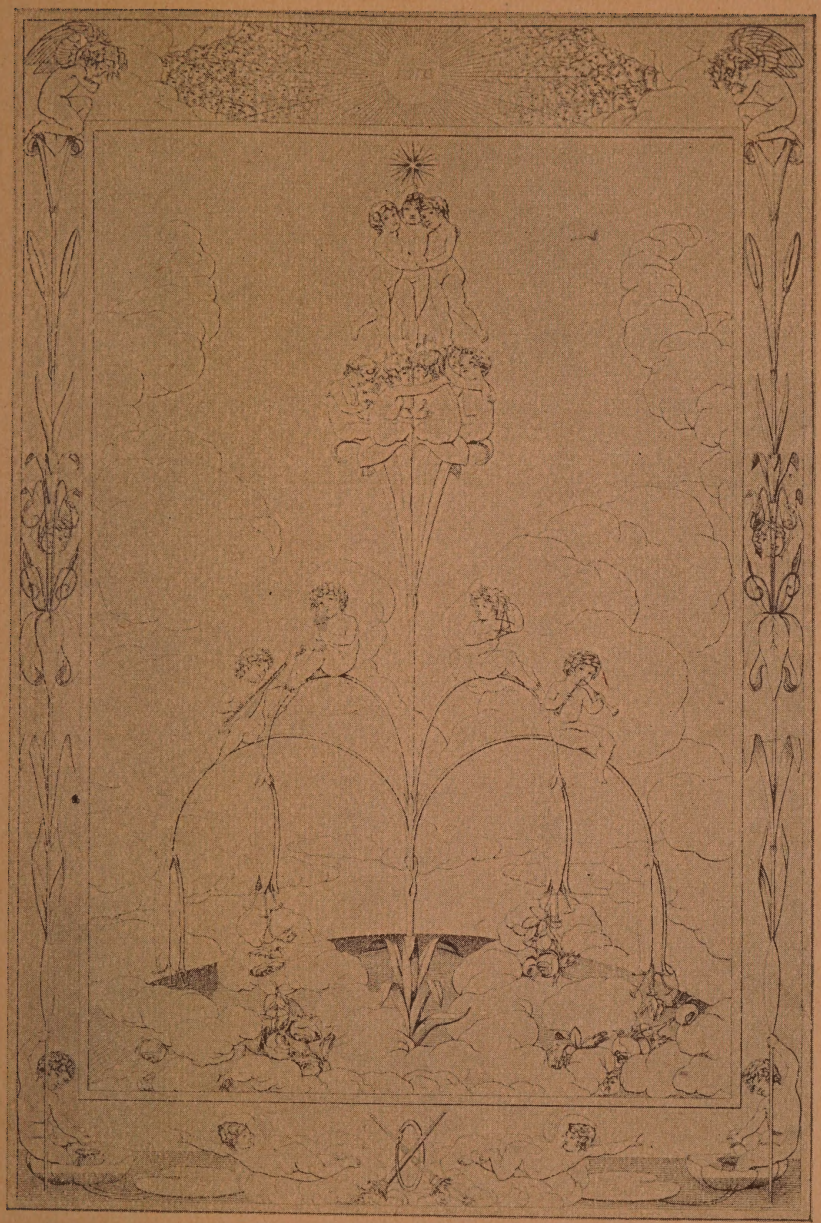


Ph. O. Runge

Die Heimkehr der Söhne

Hamburg, Kunsthalle

Entwurf für ein Wandbild



Ph. O. Runge — Kupferstich

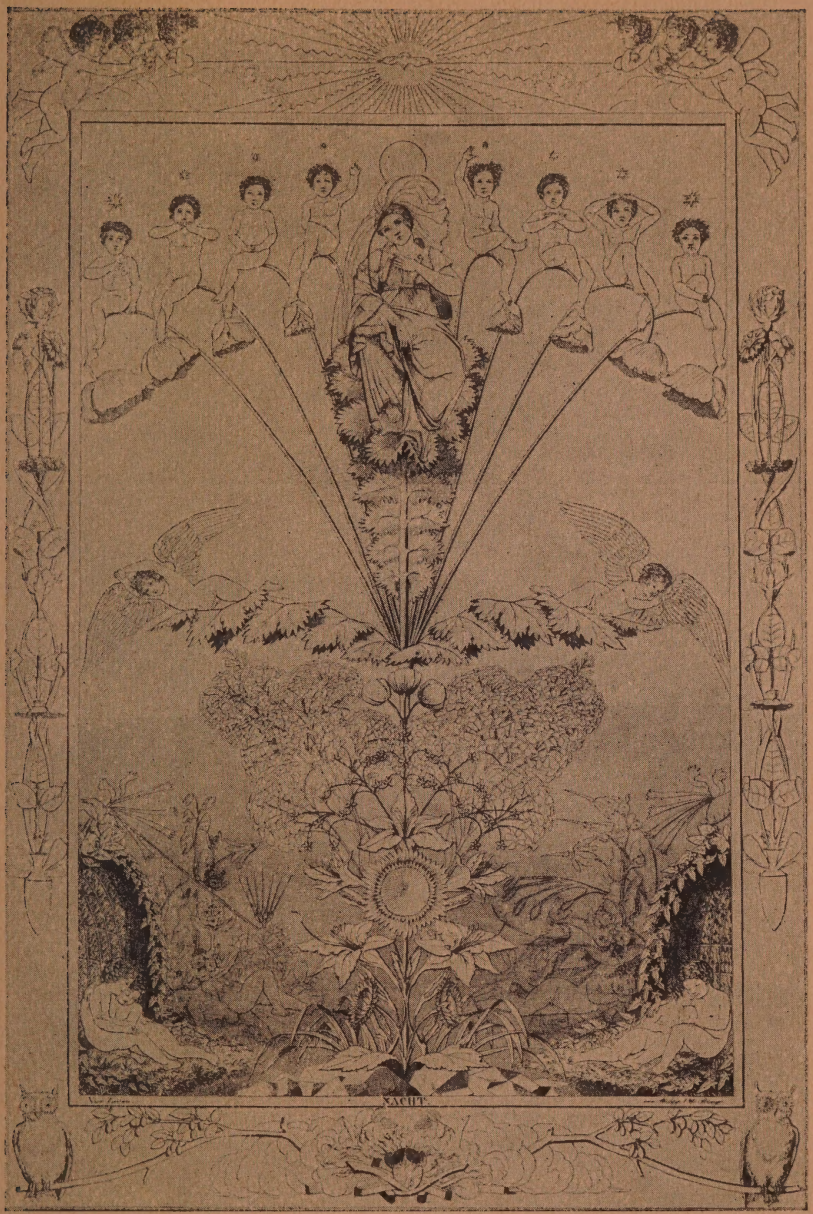
Der Morgen

Ph. O. Runge — Kupferstich

Der Mittag

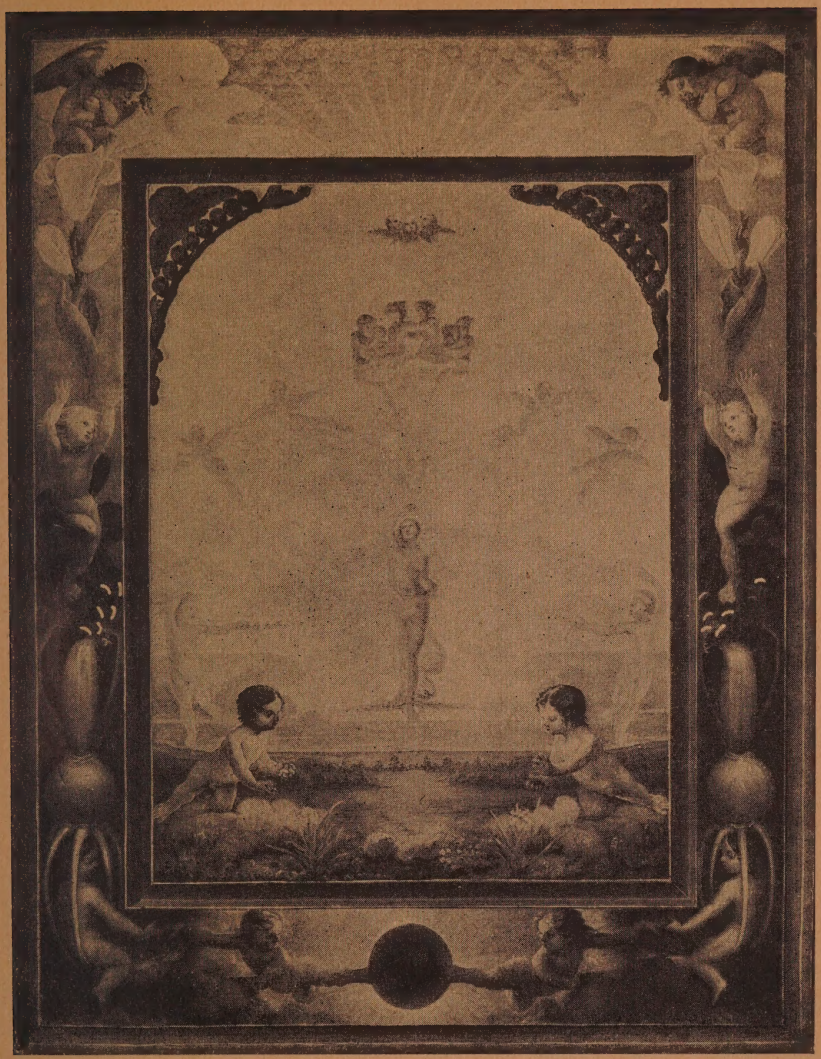
Ph. O. Runge — Kupferstich

Der Abend



Ph. O. Runge — Kupferstich

Die Nacht



Ph. O. Runge

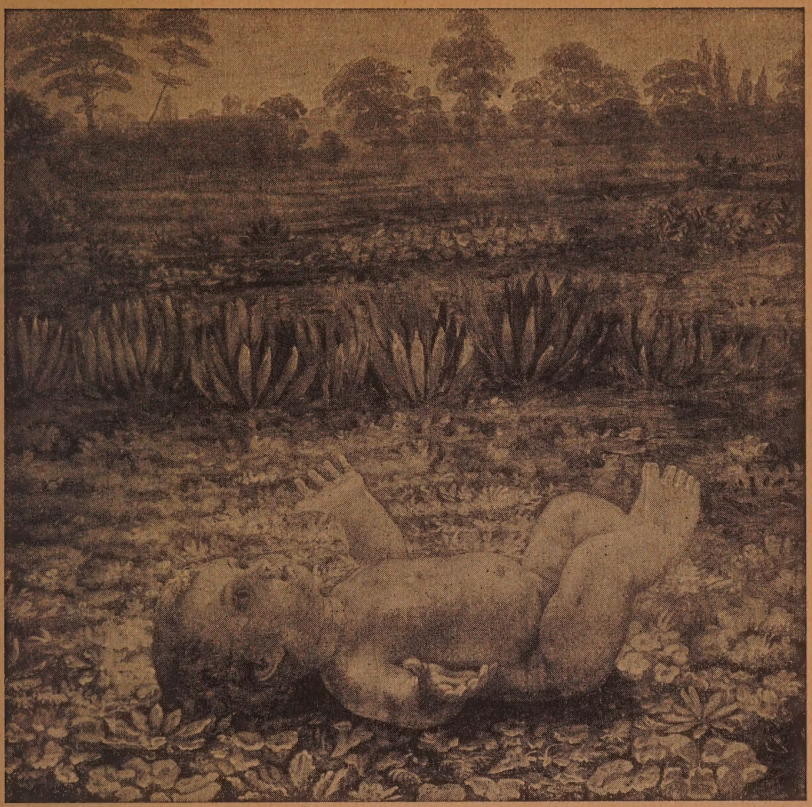
Der Morgen

(Entwurf zur zweiten Bearbeitung)

Ph. O. Runge — Hamburg, Kunsthalle

Die Lichtlilie

(Fragment aus der zweiten Bearbeitung des Morgens)



Ph. O. Runge — Hamburg, Kunsthalle

Der Neugeborene

(Fragment aus der zweiten Bearbeitung des Morgens)

In der Reihe der Kunstveröffentlichungen der Liebesgaben deutscher Hochschüler sind ferner erschienen und im Furche-Verlag, Berlin, erhältlich: Die Schwind-Spitzweg-Bilder „Bilder der Heimat", 56.—65. Tausend; „Bilder von Albert Welti", 19.—20. Tausend; „Die Welt Max Klingers", 31.—40. Tausend; „Bilder von Matthias Grünewald", 1.—20. Tausend; „Augenblick und Ewigkeit", neue Bilder von Wilhelm Steinhausen, 1.—20. Tausend; die Blumenmappe „Vom Blütengarten der Zukunft", 48.—50. Tausend, und die altdeutschen Kirchengesänge „Herr, unser Trutz", mit Scherenschnitten von Bertha von Gumppenberg, 11.—15. Tausend.